

Nr. 44. Bydgoszcz/Bromberg, 24. Februar 1938



(31. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Suse erschrickt. Das mußte ja nun kommen. Das hat sie wohl gewußt. Aber — sie erschrickt doch. Jetzt, da das Schicksal ihr wirklich das Stichwort geben will, gerät die tapfere Entschlossenheit, mit der sie jüngst noch zu Erika darüber sprach, merklich ins Wanken.

Zeit gewinnen! ist ihr instinktives Bestreben.

„Ich möchte das aber nicht machen, Bernd. Will weder Schüne in Verlegenheit bringen, noch die gute Erika im Stich lassen, sondern weiter meine Arbeit tun, bis ... eben Ersatz für mich da ist." Als sie des Mannes Enttäuschung gewahrt, setzt sie noch rasch hinzu: „Dieser Ersatz wird sich gewiß bald finden lassen, Liebster."

„Mir ist es aber doch um jeden Tag leid, da du mir nicht ausschließlich gehören sollst, Liebling. Ja, ich bin jetzt geizig. Und überdies wollte ich doch am liebsten gleich morgen mit dir nach Berlin fahren."

Wieder erschreckt Suse, und da sie nicht so rasch eine Entgegnung findet, spricht Bernd weiter:

„Ich sehe auch gar nicht ein, warum das nicht gehen soll und du weiter die Hotelstenotypistin machen mußt."

„Wenn ich dich bitte, Bernd ..."

„Kann ich natürlich nicht nein sagen. Das weißt du. Aber hüte dich, du böses Mädchen, diese deine uneingeschränkte Macht über deinen demütigen Vasallen allzu sehr zu mißbrauchen ..."

„Ach Liebster, ich habe ja noch andere Bedenken ... triftige Bedenken, sogleich mit dir nach Berlin zu fahren ..."

„Aber Suse..."

„Das ... das würde ja soviel bedeuten wie ... wie offizielle Verlobung, nicht wahr?" fragte sie zaghaft.

„Gewiß. Dazu drängt es mich und du ... du hast Bedenken dagegen?"

„Bernd, du hast Rücksichten zu nehmen ... auf die Welt, in der du lebst, darin du eine gewisse Rolle spielst, auf deren Einstellung dir gegenüber du schon — rein geschäftlich — angewiesen bist ..."

„Du machst sehr viele Worte, Suse ... fast möchte ich sagen Umschweife. Ich muß gestehen, daß mich das ..."

„Gestehe gar nichts, Liebster, sondern — versuche, objektiv zu denken. Und zwar vergegenwärtige dir, daß zum Beispiel schon der tragische Tod, den deine Frau fand, mehr erörtert worden ist, als wenn sie ... eben anders gestorben wäre. Du hast dich kurz darnach verlobt. Wenn auch nicht mit großer offizieller Bekanntmachung, immerhin ist diese Verlobung doch bekannt geworden. Ebenso bekannt wie ihre rasche Lösung. Und jetzt bringst du dir aus Wiesbaden gleich wieder eine Braut mit ... Es wird mir nicht leicht, dir das so kraß zu sagen. Aber besser, ich tue es jetzt, als die Leute täten es später ... mit anderer Betonung. Bitte, sieh das ein!"

Der Mann, der nachdenklich geworden ist, während das Mädchen gesprochen hat, erwidert nun langsam:

„Du bist sehr klug, Suse; bedacht und überlegt. Ich muß dir dafür dankbar sein." Er zieht ihre Hand an die Lippen.

Suse atmet auf. Die bedrohlich nahe gerückte Entscheidung ist glücklich in die Ferne geschoben ...

„Aber ich kann und will dich nicht entbehren, Liebste. Wir müssen eben einen anderen Ausweg suchen."

„Gewiß," fällt sie ihm rasch ins Wort, „und wir werden ihn auch finden. Zunächst aber laß es bei unserem heimlichen Glück."

Sie schmiegt sich an ihn, rührendes Flehen in den zärtlichen Augen.

Er küßt den Mund, der seit der vorigen Nacht wie eine feurige Blume in ihrem blassen Gesicht leuchtet ...

*

Ja, Susanne Steinhoff hat Zeit gewonnen.

In dieser Zeit tut sie nichts anderes, als das Glück der Stunden mit Bernd in vollen Zügen zu genießen. Im übrigen erfüllt sie nach wie vor die Obliegenheiten ihres Postens als Hotelstenotypistin. Herrn Schüne hat sie beiläufig gesagt, daß sie möglichst noch vor Ablauf der Saison eine Stellung als Korrespondentin im Ausland antreten möchte, die sich ihr mittlerweile geboten habe. Das hat dieser mit undurchdringlicher Miene zur Kenntnis genommen, ihr dafür dankend, daß sie jedenfalls die Einstellung ihrer endgültigen Nachfolgerin im „Nassauer Hof" abwarten wolle.

Erika gegenüber kann Suse nicht unaufrichtig sein. Ihr hat sie gleich bei ihrer Rückkehr aus Frankfurt gestanden, daß sie sich mit Bernd ausgesprochen habe und ihn nach Berlin begleiten werde. Aber sie hat sich nicht weiter darüber ausgelassen, in welcher offiziellen Form diese Absicht ihre Ausführung finden soll. Und Erika hat nicht weiter gefragt. Alles Reden hätte ja jetzt doch weder Sinn noch Zweck. Wichtig allein ist ihre stete Bereitschaft, ihre Freundschaft für Suse durch die Tat zu beweisen, wann immer sie von ihr verlangt oder auch nur erwartet werden sollte.

So geht äußerlich alles seinen gewohnten Gang.

Natürlich bearbeitet Suse auch weiter Bernds Geschäftspost. Und zwar immer selbständiger. Bald kennt sie sich auch nicht nur glänzend in den laufenden Angelegenheiten aus, sondern weiß auch so gut Bescheid über Bureauvorsteher Gödickes Eigenheiten und der Assessoren Burkhardt und Kammrath besondere Stärken und Schwächen, als wäre sie seit je in diesem Kanzleibetrieb tätig gewesen.

Fast wie Dina muß Bernd dabei denken und spricht dies Suse gegenüber dann auch aus; er gibt damit einer Erkenntnis Worte, die ihn immer häufiger und stärker überkommt. Dieser nämlich, daß er immer mehr verwandte Wesenszüge findet zwischen ihr und seiner Frau.

Suse hat ein seltsam-süßes, von leichter Schwermut beschattetes Lächeln für den Eifer, den er, dies erklärend, an den Tag legt. Zärtlich streicht sie über sein Haar, und weich senken sich ihre Lippen auf die Stirn, der Nachdenken seine Falten einzeichnet.

Dann spricht Bernd weiter. Erzählt vom Übertritt Burkhardts aus seiner Rechtsanwaltskanzlei in die Helst-Helbingsche Handelsgesellschaft und erwähnt dabei seines ersten Referendars Verlobung.

Dafür zeigt nun Susanne ein ganz besonderes, wie Bernd meint, echt weibliches, Interesse. Lächelnd entgegnet er ihren lebhaften Fragen:

„Burkhardts Braut ist Helma Valckenaar. Der ehemalige Zögling dieses Fräulein Waldner, mit der Franz sich in Batavia so sehr befreundet hatte, und die es auch gewesen ist, die uns auf Fechners Kunst aufmerksam machte."

„Dann sind wir dieser Dame ja zu einer Dankbarkeit verpflichtet, die man im ganzen Leben kaum abtragen kann," bemerkt Suse.

„Ja, Liebling, und deshalb möchte ich gern bald einmal mit dir nach Dresden fahren. Diese feine, kluge Ilse-Waldner stand Felicitas äußerlich ablehnend gegenüber ... Aber Dina ist sie sehr zugetan gewesen, und dich, dich, meine Suse, wird sie in ihr Herz schließen."

„Du bist ja deiner Sache sehr sicher, Bernd."

„Kann ich ruhig sein, Liebste. Alle meine Freunde werden sich meines Glückes freuen. Auch Edith Lorenz. Am meisten aber mein guter alter Franz. Und ihm will ich diese Freude nun auch nicht mehr länger vorenthalten. Du mußt mir gestatten, ihn jetzt schon einzuweihen ... ihn hierherzubitten ... für ein bis zwei Tage ... diese Woche noch ..."

„Ja, Bernd," sagt Suse, wobei ihr sogar ein tapferes Lächeln gelingt, obzwar sie weiß, daß damit dem letzten Aufschub, den sie dem Schicksal vor seiner Entscheidung abgeschmeichelt hat, nun eine nahe, unverrückbare Grenze gesetzt ist. Jetzt heißt es, den Kampf aufnehmen.

Leidenschaftlich küßt sie den Mann, der ihre Zärtlichkeit mit aller Glut erwidert.

„Du darfst nie aufhören, mich zu lieben! Nie aufhören, an mich zu glauben! Immer mußt du wissen, mußt du fühlen, daß du mein alles bist, Bernd, du ..."

„Aber, Liebste, das sind so wundervolle Selbstverständlichkeiten wie je, daß täglich die Sonne aufgeht."

Und wieder finden sie sich in einem heißen Kuß ...

Dann sagt Suse:

„Bernd, du weißt ja noch gar nichts aus meinem Leben. Es hat mich auf allerhand mühseligen Umwegen über viel Schmerzen zu dir geführt."

„Wenn du willst, Suse, kannst du mir das alles erzählen, obgleich ich glaube, daß unser beider Leben doch erst von jenem Tag an rechnet, da wir einander begegnet sind ... Daß du vorher allein nicht nur im Leben überhaupt, sondern in seinem schweren Existenzkampf standest, war gewiß eine harte Schule für dich. Aber in ihr hat sich wohl dein Charakter erst so recht entwickelt.

Und dafür, was sonst über die Vergangenheit eines Menschen zu sagen ist, hast du jüngst selbst erst so treffende Worte gefunden, denen ich kaum noch etwas hinzuzusetzen weiß. Nicht wahr, Liebling, wir verstehen uns doch. Immer. Deine Vergangenheit hat dir gehört, und ich werde es dir immer mit meinem ganzen Sein danken, daß du dich in ihr rein gehalten hast — für mich. Deine Gegenwart und deine Zukunft aber sind mein. Ganz und gar und ausschließlich mein. Mein Glück und meine Seligkeit."

„Oh, sieh doch, Bernd! Eine Sternschnuppe ..."

„Ja, Liebling. Nimm es als einen Gruß des Himmels. Als bejahende Antwort des Schicksals, das uns wohlwill. So ein klein wenig Aberglauben ist doch ganz schön."

„Klein wenig Aberglauben ..." wiederholt Suse versonnen ...

*

Bernd und Suse haben gerade ihre nachmittägliche Arbeit beendet, als die Berliner Post gebracht wird, die Rechtsanwalt Rainer immer gleich aufs Zimmer bekommt.

Es sind zwei Briefe. Einer aus der Kanzlei. Der zweite von Franz Helbing.

„Nun wollen wir mal wenig christlich teilen, Suse. Ich möchte mich in Franzes Erguß vertiefen und überlasse dir, der vollkommensten aller Sekretärinnen, die Epistel Gödickes."

„Ist mir recht, Bernd."

Sie lesen ...

Der Mann voll Freude. Das Mädchen tief erschreckt.

Unbeachtet von Bernd gelingt es ihr, sich soweit zu fassen, um schließlich zu fragen: „Was schreibt dir dein Freund?"

„Ach, Suse, er kommt morgen. Will persönlich an meinem Glück teilnehmen. Will dir guten Tag sagen, uns aber nicht weiter stören, sondern dann gleich wieder abreisen. Er meint es so lieb. Ich freue mich."

„Ich auch, Bernd."

„Das klingt ein wenig matt, Liebling."

„Nur weil ich müde bin ... sehr müde ..."

„Zu viel gearbeitet ...?"

„Vielleicht ... jedenfalls möchte ich heute nur noch faulenzen ... Was Gödicke schreibt, ist übrigens gar nicht wichtig oder gar dringend ..."

„Gib her, ich fliege seinen Brief mal rasch durch."

„Nein. Das erlaube ich keinesfalls. Heute dürfen deine Gedanken nur noch mir gehören und durch gar nichts von mir abgelenkt werden. Morgen ist es etwas anderes. Morgen kannst du das Bureauvorsteherschreiben lesen. Morgen muß ich sowieso ... mit Helbing teilen."

„Ich finde es gottvoll, wenn du eifersüchtig bist."

„Das sei dir unbenommen. Hauptsache: die Kanzlei bleibt vierundzwanzig Stunden ausgeschaltet."

„Ganz wie du befiehlst, Herzenskönigin".

„Schau her, Bernd! Das hier ist Gödickes Bericht. Den versehe ich hier noch einmal mit einem Umschlag, den ich ganz fest zuklebe und jetzt schreibe ich darauf: „Achtung! Bei Todesstrafe nicht vor dem 25. August zu öffnen!" So ... nun kann er hier liegen bleiben; denn ich vertraue dir, Bernd!"

„Kannst du ruhig, Liebste. Ich bin nämlich wirklich gar nicht so versessen auf die Gödickeade. Aber was ich jetzt nicht mehr erwarten kann, ist ein Kuß von der liebsten, schönsten und besten Frau. Wenn ich den nicht auf der Stelle kriege, werde ich rabiat."

*

Am Abend sind sie noch einmal beisammen. Sie sind zum Rheinufer gewandert und sitzen nun im Biebricher Schloßpark in behüteter Dunkelheit dicht beieinander. Halten sich an den Händen. Sprechen wenig.

Entspringt Bernds Schweigsamkeit dem Übermaß seiner Glücksempfindung, so liegt der Grund von Suses Stille in angstvoller Erwartung. Einer Ursache, die Bernd so wenig ahnt, wie den Inhalt von Gödickes Brief, dessen Lektüre Suse ihm vorenthielt, nachdem sie folgenden Abschnitt darin gefunden hatte:

... Ferner wünscht die „Sekuritas" nun doch die Wiederaufnahme des Falles Susanne Steinhoff, den Frau Dr. Rainer noch persönlich ad acta gelegt hat. Es liegt erneut Verdacht auf Versicherungsschwindel vor. Der Agent Bachmann, der Bräutigam der Steinhoff, zu dessen Gunsten sie bekanntlich versichert war, ist plötzlich mit Hinterlassung von namhaften Schulden verschwunden. Auf der anderen Seite laufen gleichzeitig Gerüchte um, daß die angeblich verunglückte Steinhoff lebt. Man muß diesen Angaben nachgehen, um festzustellen, inwieweit § 254b in Anwendung zu bringen sein wird ...

Ein Frösteln jagt über des Mädchens zarte Glieder.

Ist dir kalt, Liebling?"

„Ein wenig, Bernd ... Und ich möchte nun nach Hause ... Fühle mich auch so erschöpft, daß ich dich bitte, mir einen Wagen zu besorgen ..."

„Sofort, Liebste. Bist ja auch ganz blaß. Komm nur bis zum Dampferplatz. Da gibt es Taxen."

Schwer hängt Suse an Bernds Arm und geht mit langsamen Schritten vorwärts. Der Zufall führt ihnen schon früher eine leere Kraftdroschke entgegen.

Bernd hilft Suse hinein.

„Darf ich nicht ausnahmsweise doch mal mitkommen? Ich steige an der Kaiserstraße aus."

„Nein, Bernd. Es ist besser, ich fahre allein." Sie schließt den Wagenschlag. Er küßt ihre Hand.

„Also gut. Aber lange mache ich diese Heimlichtuerei keinesfalls mehr mit, das sage ich dir."

„Es wird auch gar nicht mehr länger nötig sein, Bernd . . . Leb' wohl . . ."

„Schlaf dich schön aus, Liebling, auf morgen! . . ."

Sie nickt ihm zu. Dann trägt sie der Wagen davon.

Hinter dem Kaiser-Friedrich-Platz, in der schmalen Webergasse, läßt sie ihn warten.

Kommt mit ihrem Handkoffer nach einer kleinen Weile wieder.

Gibt dem Chauffeur als Fahrtziel den Hauptbahnhof an.

Ahnungslos schläft Bernd in dieser Nacht, da Suse Wiesbaden heimlich verläßt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das Dreimarkstück.

Erzählung von **Theodor Heinz Köhler.**

Jedesmal, wenn Thomas nach Hause fährt, daheim klingelt und der alte weißhaarige Vater im Türrahmen erscheint, muß er an ein frühes Erlebnis denken. Er erinnert sich dann sofort daran, daß er damals einen weiten Schulweg hatte und zeitig aufstehen mußte trotz seiner elf Jahre. Schlaftrunken noch, taumelte er hinüber in die Stube, wo der Morgenkaffee zubereitet war. Der Kleine hatte dann weder einen Blick für den Vogelbauer, der zugedeckt war und in dem es sich manchmal leicht rührte, noch für das Buch, das vom Abend her auf dem Tisch lag, geschweige denn für Vaters Jacke, die Morgen für Morgen am Haken hing. Nur einmal streifte er sie im Vorübergehen, es klimperte in der einen Tasche. Thomas faßte danach, es waren zwei Münzen: ein Zweimarkstück und ein Taler. Er hielt die Geldstücke in der Hand und schaute sie gedankenverloren an, dann warf er sie in die Tasche zurück, es war schon spät, er mußte eilen.

Fast hätte Thomas das Geld in der Tasche vergessen. Am Nachmittag jedoch spielten die Jungen der Straße auf dem nahen Kirchplatz, und einer, den sie Heiner nannten, hatte ein wunderbares Luftgewehr. Ach, man konnte es ansetzen und in die Luft halten. Man konnte zielen, nach einem Spatz hoch oben auf einem Türmchen der Kirche. Man fühlte sich in fernen Jagdgründen. Die Abenteuer der Bücher wurden zur Wirklichkeit. Die Jungen kämpften untereinander und waren müde, sie kauerten in einer Ecke des Kirchplatzes. „Laß mich mal anfassen", bat Thomas, und Heiner gab ihm das Gewehr. Thomas strich mit seiner schmutzigen Hand über den kalten Lauf, er faßte an den Abzugbügel, er fuhr am Schaft entlang. Dann verlangte Heiner das Gewehr zurück. In der folgenden Nacht träumte Thomas von einem Gewehr, er träumte von einer Horde Buben, die er anführte, mit erhobenem Arm, in dem er das Gewehr hielt. Es war ein wunderbarer Traum, so wunderbar wie das Gewehr.

Als sie wieder auf dem Kirchplatz standen, um zu spielen, war zwar Heiner da, aber er hatte das Gewehr nicht mit. „Warum?" fragte Thomas. „Wenn ich ein Gewehr hätte, ich brächte es immer mit."

„Was nützt mir ein Gewehr, wenn ich nicht das zu essen habe, was ich will", knurrte Heiner, „ich möchte mal warme Wurst essen, so viel ich mag."

„Das Gewehr wär' mir lieber", sagte Thomas, und seine Augen glänzten.

„Pah, das Gewehr, ich könnte es verkaufen, wenn ich Geld brauchte", meinte Heiner und wandte sich ab.

„Wie?" schrie Thomas und hielt Heiner am Arm fest. Der machte sich frei und sagte: „Was?"

„Du willst das Gewehr verkaufen?" fragte Thomas. — „Ja, warum nicht?" — „Ich kauf es!" sagte Thomas eifrig.

„Hast du denn Geld?" fragte Heiner, „zweifuffzig krieg' ich dafür."

„Zwei Mark fünfzig . . ." sagte Thomas leise und sah auf seine Schuhe. Heiner sprach mit den anderen Jungen.

Thomas lief nach Hause, und während sie gemeinsam Kaffee tranken, der Vater, die Mutter und er, dachte er nur immer an das Gewehr und die zwei Mark fünfzig. In der Nacht träumte er wieder von dem Gewehr, von erbeutetem Getier, ach, es waren verwegene Träume . . . Und am Morgen, als er zur Schule rannte, erinnerte ihn alles an die zwei Mark fünfzig, mit denen all die Träume Wirklichkeit werden konnten.

Das Geld muß ich bekommen, dachte er. Er sprach es in sich hinein. Es hämmerte in ihm. Er wußte, die Eltern würden es ihm nicht geben, zumal für ein Gewehr nicht. Und die Sparbüchse hatte die Mutter gut verschlossen.

Am nächsten Morgen sah er die Jacke am Haken. Da durchzuckte es ihn. Ob er, ob . . . ? Die Mutter ging aus der Stube. Thomas stand auf und stieß die Jacke an. Es klimperte wieder. Er faßte hinein: die zwei Geldstücke waren darin.

Er hörte die Mutter in der Küche sprechen. Auf der Straße glitt ein Auto vorüber. Wahrscheinlich würde jetzt Mutter zurückkommen. Da dachte er nichts anderes als das: endlich das Geld, endlich das Gewehr! Und er nahm den Taler und steckte ihn mit zitternden Händen in seine Hosentasche. In der Unterrichtsstunde fühlte er danach, er griff sich schwer und ein wenig kalt an. Es rieselte ihm die Freude den Rücken hinab. Bald würden alle Träume wahr werden.

Am Nachmittag traf er Heiner. „Du, ich kauf' das Gewehr", sagte er schon von weitem. — „So? Du weißt doch: zwei Mark fünfzig."

„Ja, ich hab' so viel", sagte Thomas und hielt Heiner den Taler hin.

Der fühlte ihn an und sagte: „Ein richtiger, wann willst du's haben?" — „Jetzt gleich." — „Holen wir's!"

Sie gingen. Am Zeitungskiosk wechselten sie die drei Mark. Die Frau sah sie an: „Habt ihr sie auch nicht geklaut, wie?" Heiner blickte Thomas von der Seite an und sagte nichts. Als die Frau weg war, stieß er Thomas an und fragte: „Na, wie ist's?"

Thomas sah weg. Heiner sagte: „Mir kann's gleich sein." Sie schritten weiter. In Thomas hämmerte es: Geklaut? Geklaut? Aber dann dachte er wieder an das Gewehr und verdrängte die anderen Gedanken.

Heiner bekam die zwei Mark fünfzig. Thomas erhielt das Gewehr. Er hielt es nun in den Händen, aber er drückte es nicht an sich, wie er so oft geträumt hatte. Es schien ihm nun sehr groß; er wußte nicht, wohin er es tun sollte. Er versteckte es im Garten hinter dem Schuppen. Vater durfte es nicht sehen, denn . . . Thomas blieb stehen. Ja, Vater würde fragen: woher ist denn das Ding? Und Thomas würde stillstehen und ihn verwirrt ansehen. Das . . . das . . . würde er stottern. „Geklaut!" hatte die Zeitungsfrau gesagt, gestohlen also, den Vater bestohlen . . . Es klang schrecklich. Aber er wies die Gedanken noch einmal zurück. Hatte er nicht endlich ein Gewehr? War er nun nicht ein richtiger Kerl, ein Anführer, einer, vor dem die anderen Angst haben?

Am Abend war ihm nicht recht wohl zumute. Er saß bei Tisch still an seinem Platz. Vater hatte ein finsteres Gesicht. Niemand sprach. Thomas war es unheimlich. Es konnte sein, daß Vater Ärger hatte mit dem Geschäft, es konnte sein. Aber sicher hatte er gemerkt, daß sein Geld weg war, der Taler, und sicher wußte er auch, wer den aus der Tasche genommen. Thomas sagte beizeiten gute Nacht und drückte sich aus der Stube.

Es war eine Nacht voller Zweifel und voller Fragen.

Schon am Morgen fiel ihm auf, daß die Mutter nur kurz auf seinen Gruß antwortete, daß sie ihm die Tasse hinschob, ohne zu lächeln wie sonst. Vater war schon weg.

Sie hatten Lesen, das war Thomas' Lieblingsfach. Aber heute sah er zum Fenster hinaus. Er hatte jetzt das Gewehr hinter dem Schuppen stehen, es machte ihm keine rechte Freude. Der Vater hatte ein finsteres Gesicht gehabt, die Mutter war still gewesen. Sie wußten alles; die Eltern wissen immer, wenn man lügt oder wenn man stiehlt. Vielleicht war es auch so, daß dieses Geld zurückgelegt war; vielleicht wollten sie alle gemeinsam am Sonntag spazierengehen nach der Obstweinschenke. Dort sollte es gewiß Kuchen geben oder Apfelsaft.

Nun aber war das Geld weg, und die Eltern wußten es. Aber warum schalt Vater nicht? Warum rief er Thomas nicht, warum schlug er ihn nicht? Nein, er tat es auch am folgenden Mittag nicht, er saß ganz still an seinem Platz, fast traurig blickte er auf seinen Teller nieder.

Das ist also dein Junge, würde er sicher denken; du hast ihn verkannt, du hast ihm vertraut. Wer hätte das gedacht, dein Junge!

Thomas stand auf, schlich sich hinab in den Garten. Er hatte nun das Gewehr, aber er war nicht froh dabei. Es drückte und würgte in ihm, in der Kehle und auch in der Brust, dort tat es am wehsten.

Er hätte sagen gehen können, wie er es sich vorgestellt hatte, aber nun ging er voller Unruhe einher und dachte an das Dreimarkstück, an Vaters finsteres Gesicht, an Mutters ernste Augen.

Dort hob sich vor ihm der Schuppen auf. Dahinter lehnte das Gewehr. Thomas ging auf und ab, die lehmige Erde haftete an seinen Schuhen.

Er ging hin und her, aber er wurde nicht ruhiger, auch der Schmerz in ihm verringerte sich nicht. Es lag ein seltsamer Druck auf seinem Körper, er konnte kaum atmen.

Er hörte, wie die Zeitungsfrau sagte: „Geklaut“, er hörte auch Vater sagen: „Das ist also dein Sohn, ich hätte es nicht von ihm gedacht.“

Da wandte er sich um und nahm das Gewehr. Er lief durch die Straßen zu Heiner. „Was willst du?“ fragte der. — „Meine zwei Mark fünfzig!“ rief Thomas. — „Bist du verrückt?“ kam es von dem. „Ich geb' das Gewehr zurück“, sagte Thomas. Aber Heiner warf die Tür vor Thomas zu.

Da stand der Junge mit seinem Gewehr. Es brannte in seinen Händen, er haßte es jetzt.

Er lief aus der Stadt. An einer Böschung blieb er stehen und warf das Gewehr in den Abgrund. Es fiel in ein Gebüsch.

Thomas lief zu Wittig. Herr Wittig war ein alter Mann, der mehrere Zeitungen austrug. „Kann ich helfen?“ fragte Thomas. „Ich will Geld verdienen.“

Herr Wittig sah Thomas an. Aber er fragte nicht. Verstand er den Jungen? Ihm selbst war es lieb, wenn er weniger zu tun hatte; er war alt und kränklich. Thomas schlich nun an jedem Nachmittag aus dem Hause. Er trank keinen Kaffee, und wenn Mutter fragte, sagte er, er wäre eingeladen gewesen. Aber er schleppte in andere Viertel der Stadt das Abendblatt, er drückte die schweren Türen auf, stapfte die Treppen hinauf bis hoch in den dritten Stock und steckte die Zeitungen in die Briefkästen.

Spät kam er nach Hause. Aber wenn er todmüde im Bett lag, zählte er: heute dreißig, gestern vierzig Pfennig . . ., er hatte schon eine Mark und fünfzig. An einem Morgen stand er wieder vom Kaffeetisch auf und ging zu der Jacke, die am Haken hing, und tat die drei Mark hinein.

Zu Mittag sah er den Vater an. Und es kam ihm vor, als sehe er ein sanftes Leuchten, und es war gerade so, als sagte der Vater im stillen: Ich hab' es doch gewußt, mein Junge . . .

Da schlug es voller Freude in Thomas hoch, und er empfand, dies stille Leuchten, das wog mehr als drei Mark und mehr als ein Gewehr, mit dem er Anführer war.





„Glaubst du, daß wir zu dem Siebenuhrzug noch zurechtkommen?“

„Ja, bequem, wir haben ja fast 24 Stunden Zeit!“

Geschickt pariert.

Voltaire drohte einmal seiner Freundin, daß er sie aus dem Hause werfen wolle. Die Dame wehrte sich und stellte ihm in Aussicht, daß sie seine Briefe veröffentlichen würde, wenn er seine Drohung wahr machen würde. Voltaire ließ sich aber nicht einschüchtern und meinte: „Der Briefe würde ich mich nicht zu schämen brauchen, größere Schande würde mir aber die Adresse machen.“

*

Seine Sorgen.

Mark Twain besuchte das Atelier eines Malers. Der Künstler zeigte ihm ein Bild, an dem er gerade arbeitete. Mark Twain näherte sich dem Bild und griff mit dem Finger darauf, um festzustellen, ob es auf Holz oder Leinwand gemalt sei. „Was machen Sie, das Bild ist doch noch naß“, entsetzte sich der Künstler. „Machen Sie sich keine unnützen Sorgen, ich habe nur alte Handschuhe an“, entgegnete ihm Mark Twain.

*

Der folgsame Ehemann.

Untersuchungsrichter: „Sie geben also zu, viermal bei dem Schneider eingebrochen zu haben. Was haben Sie gestohlen?“

„Ein Kleid für meine Frau. Aber sie hat mich damit zurückgeschickt und ich mußte es dreimal umtauschen.“



Bunte Chronik



Erlaß gegen die Schwiegereltern.

Die Brautpaare Englands haben im Kampf gegen die bösen Schwiegereltern einen mächtigen Bundesgenossen bekommen. Die „Reverends“ und „Clergymens“, also die hohe Geistlichkeit Englands hat die Stimme zu ihren Gunsten erhoben und in einem Erlaß alle jene Väter und Mütter in die Schranken gewiesen, die aus rein materiellen oder Standesrücksichten die Heirat eines Kindes mit einem von ihnen wenig geschätzten Schwiegerkind so gern hintertreiben. In dem Erlaß heißt es: „Allzu häufig beziehen sich viele Eltern einzig und allein auf soziale und materielle Voreingenommenheiten, um geplante Ehen zu zerstören. Das traurige Ergebnis ist meist eine Tragödie aus Liebeskummer oder eine ungesetzliche Liebschaft. Es ist deshalb unsere Pflicht, der Tendenz entgegen zu treten, die mit Vernunftsgründen die Liebe bekämpfen will. Materielle Fragen der Ehe lösen sich oft leichter, als die Schwiegereltern denken. Außerdem schadet es gar nichts, wenn ein junges Ehepaar sich sein Glück durch mutige Opfer erst erringen muß.“ — Ob diese Stellungnahme der hohen Geistlichkeit dem Liebeskummer in England wohl Abbruch tun wird?

*

Lügen die Sterne im Kino?

Amerika plant einen Astrologenfilm unter dem Titel: „Wann bist du geboren?“ Ein bekannter Astrologe hat das Drehbuch geschrieben. Die chinesische Filmschauspielerin Anna May Wong spielt die Rolle des astronomischen Mediums. Die Regisseure geben sich die größte Mühe, die Regeln der Sterndeutekunst nicht zu verletzen und die Mathematik des Horoskops zu berücksichtigen. Es wird streng darauf geachtet, daß jeder Schauspieler nur die Rolle übernimmt, die dem Charakter seines Horoskops und dem Tierkreiszeichen entspricht, unter dem er geboren. Der Draufgänger und Sieger in der Filmhandlung ist also selbstverständlich Löwenmensch und die empfindsamen und künstlerischen Naturen hat man aus den Fischtypen auserwählt. Wenn der Film kein Erfolg sein soll, so wird USA das als einen Hereinfall der Sterndeutekunst gebührend buchen. Dann haben die Sterne auch im Film wieder einmal gelogen.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg